

Erscheint jeden  
Samstag.

Kostet für 1 Jahr fl. 4  
" " 1/2 " fl. 2  
Mit Zusendung in loco  
halbjährig 20 fr. mehr.

Mit Postversendung:  
für 1 Jahr fl. 4. 60.  
" 1/2 " fl. 2. 30

# Siebenbürgische Zeitschrift

für

## Handel, Gewerbe und Landwirthschaft.

Inserate aller Art werden in der Buchdruckerei des Josef Drotloff (Fleischergasse Nr. 6), dann in Wien, Hamburg und Frankfurt a. M. von Haasenstein & Vogler aufgenommen.

Verantwortlicher Redacteur:  
Peter Josef Frank.

1 Sieb. Kübel = 1 1/2 östr. Mehen. 1 östr. Sontner = 112 Zoll-Pfund.  
1 " Eimer = 1/5 östr. Eimer. 2 1/4 östr. Pfund = 1 Ofa.  
1 Joeh = 1600 Quadrat-Klaster 1 Pfaster = 9 Neutr. = 40 Para.

### Inserats-Preise:

für den Raum einer 3mal gespaltene Garmondzeile bei einmaliger Einschaltung 5 fr., bei 2maliger 4 fr., bei 3maliger 3 fr., außerdem 30 fr. Stempelgebühr für jede Einschaltung. Größere Inserate nach Tarif billiger.

Man pränumerirt: In **Mediasch** bei Herrn **Joh. Hedrich**; in **Schäßburg** bei Herrn **C. J. Habersang**, Buchhändler; in **Szaf-Regen** bei Herrn **Johann G. Kinn**, Kaufmann; in **Mühlbach** bei Herrn **Sam. Winkler**, Vottokollettant; in **Klausenburg** bei Herrn **J. Stein**, Buchhändler; in **Bistritz** bei Herrn **C. Schell**, Lehrer; in **Kronstadt** bei Herrn **Haberl & Hedwig**.

## Die Feuchtigkeit in Wohnhäusern.

Gute, sonnige, luftige und trockene Wohnungen sind nicht nur eine Grundbedingung für die Gesundheit ihrer Bewohner, sondern sie sind auch ein förderndes Mittel zur Bildung des Geistes und Gemüthes, indem sie das Familienleben begünstigen und das Wohlbefinden des Volkes erhöhen. Eine feuchte und ungesunde Wohnung hingegen wird die Ursache zu vielen Krankheiten und zur Erschlaffung der Arbeitskräfte, denn der Arbeiter soll sich in seiner Wohnung neue Kräfte sammeln, der Beamte soll sich zu Hause zerstreuen und erholen und nicht minder kräftigen können.

Der gefährlichste Feind für menschliche Wohnungen ist nun ohne allen Zweifel die Feuchtigkeit, und ich stelle mir hiermit die Aufgabe, dieselbe so wie ihre Folgen und ihre Verhütung des Näheren zu erörtern.

Das Auftreten der Feuchtigkeit in einem Hause kann auf zweierlei Art geschehen, nämlich sie kann

1. eine von Innen erzeugte sein,
2. eine von Außen hereingeleitete sein.

Das Erzeugen der Feuchtigkeit von Innen geschieht fast ausschließlich durch das Kochen in den Küchen oder in den Wohnzimmern, die entwickelten heißen Dämpfe treffen auf die kältere Wand und verdichten sich wieder, d. h. sie setzen sich in Millionen kleinen Tropfen an, und üben nun ihre schädliche Wirkung aus. Besonders häufig und stark geschieht das in solchen Wohnungen, die keine Küche haben, und wo man in einem Zimmer kocht, wohnt und schläft. So sind hier zu Lande leider diejenigen Wohnungen beschaffen, welche zumeist von Arbeiterfamilien bewohnt werden. In andern Ländern hat die kleinste und billigste Wohnung ihre eigene Küche, man legt dort mehr Werth auf den Grundsatz der Engländer: „Mein Haus ist mein Schloß“ und auf die Gesundheit der Bewohner.

Die von Außen hereingeleitete Feuchtigkeit ist jedoch die beachtenswerthere und hat auch mit der vorigen die gleichen schädlichen Folgen.

Die Umgebung eines Wohnhauses in Bezug auf Beschaffenheit des Bodens ist ein wesentlich bedingender Umstand für die Feuchtigkeitsverhältnisse des Gebäudes. Man wird nie finden, daß ein Haus von großer Feuchtigkeit zu leiden hat, wenn ein stehendes Wasser daran vorüber geht, hingegen wird es in jedem Falle sehr von Feuchtigkeit leiden, wenn es von stehenden Lachen, von einem sumpfigen, morastigen, wasserhältigen Boden umgeben wird. Regionen von Thieren, von Pflanzentheilen, welche diese stehenden Wasser anfüllen, sind in einer

immerwährenden Verwesung begriffen, die Luft und das Erdreich sind mit Wasserdünsten gefüllt, und die Steinmasse eines so gestellten Hauses saugt gleich einem Schwamme die feuchten Dünste auf, theilt sie durch Capillarwirkung den Zimmern und den Möbeln mit, greift das Holzwerk des Gebäudes an, und befördert die Bildung des Hausschwammes.

Solche von Außen nach Innen geleitete Feuchtigkeit enthält faulige Miasmen, und greift die Gesundheit der Bewohner an. Es entstehen dadurch viele Krankheiten, besonders durch die feuchten Schlafzimmer, nämlich a) bei Kindern: die englische Krankheit, Scropheln, Augentzündungen, Lungenentzündungen, Kartarrhe der Luftwege und des Darmkanales, sowie verkümmertes Wachsthum; b) bei Erwachsenen: Lungentuberkulose, Rheumatismen, Gicht, Kartarrhe und Entzündungen der Luftwege und des Darmes.

Die Feuchtigkeit der Mauern geht auf dem Wege der Einathmung auf den menschlichen Organismus über. Die Einathmung geschieht nicht nur durch die Lungen, sondern auch, obgleich in geringerem Grade, durch die Haut. — Aber auch das Material des Gebäudes ist oft Ursache, daß die Feuchtigkeit in die Zimmer dringt, und weshalb Gebäude niemals austrocknen. Es gibt Steinarten, welche eine so große Verwandtschaft zum Wasser haben, daß sie es unaufhörlich aus dem Boden und der Luft aufnehmen, und gegen die alle Mittel fruchtlos sind. Dahin gehört eine Art grauer Thonschiefer, Gyps, und manche Kalksteinarten. Eine solche Mauer zeigt die Witterungsveränderungen noch vor dem Barometer an, indem sich stets an der Fläche ein wässriger Niederschlag bildet, wenn sich das Wetter ändert.

Ebenso wie das Mauerwerk, kann auch das Holzwerk durch zweckwidrige Behandlung ein Mittel zur Erzeugung und Beförderung der Feuchtigkeit werden. — Das Holz, welches zum Bauen verwendet wird, soll gut ausgetrocknet sein, es soll ferner nicht zur Zeit geschlagen worden sein, wo es im vollsten Saft stand, sondern zur Herbst- oder Winterszeit.

Endlich kann das zu schnelle, übereilte Bauen eine Ursache zur Feuchtigkeit werden, und man kann daher umgekehrt das langsame Bauen nicht genug empfehlen, damit die mit nassem Mörtel verbundenen Steine recht lange der durchstreifenden Luft ausgesetzt sind, anstatt daß die feuchten Steine oder der nasse Mörtel gleich mit Pug überzogen, und so von der Luft vollständig abgeschnitten werden. Muß das nicht ein Urquell ewiger Feuchtigkeit werden?

Oder wenn das zum Bau verwendete, öfters noch gar nicht ausgetrocknete Holz der Grundschwelle auf ein nasses Fundament gelegt wird, und nun in möglichst kurzer Zeit darauf von Innen mit fetter Dammerde überschüttet, und von Außen

mit Firniß überzogen werden, — muß dadurch nicht notwendig der Schwamm erzeugt werden? Ist das nicht eine absichtliche Zerstörung des Holzes, und damit der Festigkeit des ganzen Gebäudes? — Es ist daher die Pflicht des Baumeisters, welcher diese Umstände in der Hand hat, Sorge zu tragen, daß nicht durch derartige Mißgriffe die Brauchbarkeit des Gebäudes und die Gesundheit der Bewohner in Gefahr kommen; aber bei aller Dringlichkeit diesen beiden Hauptpunkten eingedenk zu sein, ist es nicht in allen Fällen die Schuld des Baumeisters, wenn es nicht geschieht, sondern oft die Schuld der Bauherren oder anderer Verhältnisse, denn der Baumeister baut auf Bestellung, und es sind ihm immer Grenzen gesteckt, oder Bedingungen gestellt, innerhalb deren er sich mit seinem Bau bewegen muß, und es ist daher das gute Bauen eigentlich mehr die Folge von einem gemischten Zusammenwirken des Baumeisters und der Baupolizei.

Die schädlichen Folgen der Feuchtigkeit an den Gebäuden selbst sind allerdings sehr verschieden; die hauptsächlichsten aber sind: der Salpeterfraß und der Hausschwamm.

Der Salpeterfraß ist meistens eine Folge äußerer Einflüsse auf das Mauerwerk. Dasselbe enthält kalkhaltige Theile, in denen der Kalk mit Wasser oder Kohlenäure verbunden ist, die äußeren feuchten und oft fauligen Dünste hingegen enthalten alle Stickstoff, der den Sauerstoff aus der Luft aufnimmt und mit ihm Salpetersäure bildet, diese hat wieder eine starke Verwandtschaft zum Kalk und verbindet sich mit ihm zu salpetersaurem Kalk, ein Salz, welches man im gewöhnlichen Leben Salpeter nennt. Der Kalk hört auf Bindemittel zu sein, der Stein selbst zerbröckelt und die Mauer hat ihre Festigkeit verloren. Vorzüglich ist der Gyps, das ist schwefelsaurer Kalk, dem Mauerwerke förderlich, denn er löst sich an feuchten Orten gänzlich auf und macht den Kalk für die Salpeterbildung empfänglich. Der Mauerfraß dringt übrigens nicht so schnell in das Innere der Mauern ein, und man kann ihn dadurch vertreiben, daß man die Salpeterhaut sorgfältig von der Mauer ablöst, die Steine mit Bürsten gut reinigt und nun mit Cementmörtel die alte Verbindung wieder herstellt. Ist man von vornherein gezwungen, an einem feuchten Orte zu bauen, so soll man überhaupt nur mit Cementmörtel arbeiten.

Ferner soll man nur die dichten Feldsteine, oder sehr trockene Sandsteine, oder sehr hart gebrannte Ziegelsteine verwenden. — Uebrigens kann man diejenige Feuchtigkeit, welche durch Regen, Schnee und Thau von Außen erzeugt wird, dadurch abhalten, daß man die Mauern unten am Erdreich mit einem abschüssigen Pflaster umgibt, welches mittelst Cementmörtel verbunden ist. Ueberhaupt soll man das Regenwasser durch Rinnen und Canäle so schnell wie möglich vom Hause ableiten, und so das Anspritzen oder Stehenbleiben verhindern. Dadurch wird zugleich vermieden, daß das Tagwasser in den Keller dringt.

Eine noch gefährlichere Folge der Feuchtigkeit ist der Hausschwamm. Dieser greift speciell das Holz an, oder zerstört dasselbe auf eine grauenerregende Weise, indem er sich von den saftigen oder eweißartigen Theilen des Holzes ernährt; das Holz verliert durch diesen Bestandtheil seine Elasticität oder Festigkeit, die Feuchtigkeit der Umgebung löst diese Theile auf, und der Schwamm verzehrt dieselben. Die Verbindung der Holzfasern wird dadurch aufgelöst, das Holz verliert seine Festigkeit und versagt den Dienst.

Jedenfalls ist es der Mühe werth, diesen bösen Feind, den Hausschwamm, etwas näher kennen zu lernen. Man unterscheidet den verstreckt wachsenden und frei wachsenden Hausschwamm. Beide erscheinen nie auf dem Stammholze und den Wäldern, sondern nur an dem verbauten Holze, auch wachsen sie nie aus freier Erde.

Der verstreckt wachsende Hausschwamm erscheint zuerst in schneeweißen Bäumchen unter den Dielen oder hinter den Bekleidungen, und wird baumenstark und mehrere Ellen lang, seine Zweige verwachsen dann zu einem saftigen dichten Gewebe, und

in diesem Zustande übt sein beizender Saft die größten Verwüstungen aus. Nur Licht und Luft hält ihn zurück. Das Gewebe wird fester, lederartig und bildet an recht sichern Stellen weißgelbe Polster, aus deren Poren helle Tropfen schwinen. Wenn er seine gehörige Ausdehnung erreicht hat, geht er seiner Reife zu, die Keimbehälter, welche unter der Lederhaut sitzen, platzen auf und werfen den Sporen mehrere Fuß weit umher. Die Polster vertrocknen zwar und werden schmutzigbraun, aber der Schwamm stirbt noch nicht ab, es sei denn, daß das Holz mit ihm zugleich abstürbe.

Der frei wachsende Hausschwamm kommt seltener vor, sein Gewebe ist mehr brandartig, er wächst direkt aus dem Holze, in welchem er zolltief sitzt, heraus. Die Sporen dieser Schwämme werden, wie man glaubt, fast immer mit der Füllerde in das Haus gebracht, trotzdem, daß man ihn aus freier Erde noch niemals wachsen sah.

Hat nun der Schwamm in einem Hause Platz gegriffen, so ist das Erste, daß man den Fußboden aufreißt, die Füllerde herausnimmt, und durch groben Kies, Schlacke, trockene Bruchstücke von gebrannten Ziegelsteinen wieder ersetzt. Das Holzwerk muß durchgängig rein abgebürstet, gut abgetrocknet, und endlich mit einer Beize angestrichen werden, welche das vegetabilische Leben zerstört. Hierzu nimmt man eine Auflösung von Kupfervitriol in Molkenwasser, oder eine verdünnte Lösung von Scheidewasser, oder endlich eine Lösung von Kochsalz und Alaun, welche jedoch schon schwächer wirkt. Die Anwendung von Urin oder Pauge ist nicht zu empfehlen, da diese Mittel zu schwach sind.

Ein anderes, wesentliches Mittel gegen den Hausschwamm, wie gegen die Feuchtigkeit, ist die starke Zuführung trockener frischer Luft, d. h. die Ventilation, und zwar:

#### 1. Der Luftzug unter den Fußböden.

Liegt die Ursache der Feuchtigkeit in der Construction, so daß die Parterre-Zimmer und die Gewölbe in Souterrain und Keller niemals trocknen, so gibt es kein anderes Mittel, als daß man Luftzug unter den Fußboden bringt. Man reißt den gewöhnlich zu tief liegenden Fußboden ganz auf, nimmt alle Erde heraus, füllt ihn neuerdings mit trockenem Sande und Kohlenpulver oder Schlacke an, so hoch, wie es früher war; darauf legt man aber nicht unmittelbar den neuen Dielenboden, sondern man legt auf die Schwellen neue Polsterhölzer, und auf diese erst den neuen Dielenboden, so daß zwischen diesem und der Ausfüllung ein hohler Raum von 3 bis 4" Höhe gebildet wird, den die Luft durchstreichen kann, indem man ihr den Eintritt durch Oeffnungen nach Außen ermöglicht. Durch diese Oeffnungen allein würde aber nur ein Hereindrängen der äußeren Luft, und kein Zug entstehen. Um nun diesen herzustellen, muß man diese Luft in Verbindung bringen mit einem Raume, welcher erwärmte und verbünnte Luft enthält, und das ist entweder der Schornstein, oder der Zimmerofen. Man bringt also z. B. im Ofen ein vertikal stehendes Blechrohr an, dessen untere, erweiterte Mündung in den Luftraum unter den Dielen reicht, und dessen obere Mündung in die Rauchkanäle des Ofens ausläuft.

Hier entsteht nun wieder durch die Erwärmung des Rohres eine Luftverdünnung, d. h. eine Störung des Gleichgewichtes in den Luftschichten, die kalte Luft drückt nach, und so entsteht unter den Dielen der gewünschte Luftzug. Die Zeit, in welcher der Ofen nicht geheizt wird, ist die Sommerszeit, wo ohnehin die Feuchtigkeit nie einen so bössartigen Charakter annimmt, als im Winter. Mit diesem Heilmittel ist aber der Umstand verbunden, daß man durch den Zug auch viel Kälte unter den Fußboden bringt, und es bleibt deshalb nichts anderes übrig, als die untere Seite der Dielen mit einer Decke von Stroh, oder Lehm und Stroh zu versehen, um die Kälte abzuhalten.

Eben so kann ich nicht umhin, einer Zugvorrichtung zu erwähnen, welche geeignet ist, die Feuchtigkeit von den Kellern abzuhalten, die aber gleich beim Bau des Hauses angelegt werden muß. Es ist das nämlich ein Canal von etwa 18" Breite und 2" Höhe im Querschnitt. Dieser Canal mündet in der Höhe der Kellerfenster in die freie Luft, von da geht er

in der Fundamentmauer hinab, und läuft horizontal unter dem Fußboden des Kellers hin, bis zur entgegengesetzten Seite; dort steigt er aber wieder vertikal aufwärts, mündet in den Keller-raum hinein, und hört dort auf. Die äußere trockene Luft wird also von unten in den Keller geführt, steigt dort in die Höhe, zieht sich an dem Deckgewölbe hin, reißt die Feuchtigkeit mit fort, und tritt in einen zweiten Canal ein, welcher im Deckgewölbe beginnt, in der Mauer des Parterre vertikal aufwärts geht, und in der Höhe der Decke in die freie Luft tritt. Im Parterre-Zimmer, unter der Decke, befindet sich eine Oeffnung, welche in den Canal mündet, und so für das Zimmer einen zweckmäßigen, trockenen Zug bewirkt.

## 2. Luftzug durch Oeffnen der Fenster.

In feuchten Wohnungen ist es daher überhaupt unumgänglich nothwendig, daß täglich einmal ein starker Luftzug, wenn auch auf kurze Zeit, durch Oeffnen der Fenster und Thüren erzeugt wird, und zwar im Winter so gut wie im Sommer, und es ist allein dadurch schon möglich, den dumpfigen Geruch, der durch Feuchtigkeit, vermischt mit der Ausdünstung der Bewohner entsteht, ganz hinwegzubringen. Freilich muß man darin consequent sein, um die Wärme der Gesundheit zum Opfer bringen.

Wenn ich mir nun zum Schluß erlaube, noch Einiges über die Ventilation der Zimmer im Allgemeinen anzuführen, so muß ich darauf aufmerksam machen, daß die Ventilation eben eine abzüglich erzeugte Luftströmung ist, und nur da stattfinden kann, wo zwei Oeffnungen vorhanden sind, die das Bestreben der ungleich schweren Luftschichten, nämlich die Herstellung des Gleichgewichtes, vermitteln.

Denkt man sich z. B. ein Gastzimmer, welches mit Tabakrauch und erhitzter Luft angefüllt ist, so sucht man die Abführung derselben dadurch herzustellen, daß man an der Decke Oeffnungen anbringt, welche den Rauch ableiten sollen. Die abführende Oeffnung ist also vorhanden, aber die frische Luft zuführende fehlt; denn das Wenige, was etwa durch die schlechtschließenden Fensterfugen eindringt, steht in keinem Verhältnisse zu der Rauchmenge, um das Gleichgewicht herzustellen. Es müssen also, um wirklich eine Ventilation zu erzeugen, unter den Fenstern besondere, mit Schiebern versehene Oeffnungen da sein. Oeffnet man aber umgekehrt in einem Zimmer, welches keinen Abzug nach Oben hat, ein Fenster, so findet gar kein Abzug, sondern nur ein Einzug statt, denn die kalte Luft, welche eindringt, drängt die warme Luft nach hinten und comprimirt diese, bis der Druck der kalten, durch die entstandene Spannung der warmen Luft neutralisirt worden ist. Im günstigsten Falle zieht sich ein kleiner Theil der warmen Luft an der Decke hin, nach dem Fenster zu, und quetscht sich langsam am obersten Rande des Fensters hinaus. Man wird auch bemerken, wenn man in einem großen gefüllten Gasthaus-Local an der hintern Wand sitzt, daß dort die Hitze unerträglich ist, weil die ganze warme Luft und der Rauch durch die kalte Luft, welche allenfalls durch Oeffnungen in den Fenstern und der Thüre eindringt, den Rauch nach rückwärts drückt, anstatt ihn abzuführen. Oder, häufig ist es auch der Fall, daß trotz der Zu- und Abführungsöffnungen keine rechte Ventilation stattfindet, dann liegt die Schuld daran, daß die Zuführungs- und Abzugs-Canäle keinen gleichgroßen Querschnitt haben. Eine Zuführungsöffnung allein, ohne Abzugsöffnung, wird aber nie einen Zug erzeugen, außer sie enthält ein Flügelrad, welches durch den größeren Druck entweder der kalten oder der warmen Luft in Umdrehungen versetzt, den Luftwechsel hervorbringt.

In gewöhnlichen Wohnzimmern wird ein Zug durch den Ofen und durch die Fugen in Fenstern und Thüren erzeugt, und es kann hier allerdings genügen, ein Fenster zu öffnen, weil die Spannung der warmen Luft zu geringe ist, um dem Drucke der kälteren Luft zu widerstehen.

So glaube ich denn, die Aufmerksamkeit hinreichend auf die Uebelstände unserer Wohnungen gelenkt zu haben, um gegen dieselben zu kämpfen als die Feinde des häuslichen Wohlbefindens!

(Steierm. Industrie- und Gewerbeblatt.)

## Falsche Havanna-Cigarren.

Die „Europe“ bringt aus sicherer Quelle und gut unterrichtet folgende Belehrungen über die Fälschungen, die in Europa mit dem Tabak und den Cigarren vorgenommen werden, welche unter dem Namen „Havanna-Cigarren“ berühmt sind. Mit dem Tabak der Insel St. Domingo werden in Deutschland die Cigarren verfertigt, welche man in Europa als Erzeugnisse von Cuba verkauft und die in so hohem Grade dem Geschmack der Raucher schmeicheln. Besonders haben die Städte Hamburg und Bremen, welche den größeren Theil der Export-Waaren empfangen, diesen eigenthümlichen Erwerbszweig ausgebildet. Die geübten Cigarrenarbeiter bedecken mit einem schönen Blatte von St. Domingo die mittelmäßigen Tabake aus Deutschland und den Vereinigten Staaten von Nordamerika, um ihnen das völlige Aussehen von Havanna-Cigarren zu verleihen. Sie geben ihren Fabrikaten alle bei den Rauchern beliebten Formen: Regalia, Imperial, Trabucos, Panetales u. s. w. Um aber den Raucher noch mehr zu täuschen, werden aus der Havanna die Cedernbretter bezogen, aus welchen dort die Kisten gemacht werden, das Papier womit man sie innwendig ausfüllt, die Bänder, um die Pakete zusammenzubinden, bis auf die kleinen Nägel, welche die Deckel der Kisten befestigen. Man ordnet die Cigarren auf gleiche Weise, wie in der Havanna, man bringt auf die Deckel die renommirtesten Namen, Gravuren und Marken. Sobald sich ein Schiff aus der Havanna auf der Rhede von Bremen oder Hamburg blicken läßt, tragen die Kaufleute Sorge, diese Tausende mit so vieler Sorgfalt gearbeiteten Cigarrenkisten an Bord des Schiffes zu bringen, bevor es in den Hafen einläuft. Auf dem Steueramt werden diese Kisten dann als Havanna-Cigarren deklarirt und als solche deponirt. Aus diesen Depots kommt die Mehrzahl der fälschlich für Havanna ausgegebenen Cigarren her, mit denen Europa überschwemmt ist. Diesen Erwähnungen muß noch folgende wichtige Bemerkung hinzugefügt werden. Es werden jährlich aus der Havanna nicht mehr als gegen 270 Millionen Cigarren exportirt. Diese Menge, die auf den ersten Blick beträchtlich klingt, erscheint bedeutend geringer, wenn man weiß, daß sie sich auf sämtliche Raucher des Erdkreises vertheilt. Dann ist es wohl ersichtlich, daß diese Fabrication kaum für den allgemeinen Bedarf genügt, und daß der Ueberfluß, der sich in allen Kreisen des Verbrauchs bemerklich macht, nur von der oben angegebenen betrügerischen Fabrication herrühren kann.

## Verschiedenes.

\* (Münzscheine.) Der Gesamtbetrag der zu Ende Juni 1866 im Umlauf befindlichen Münzscheine bestand in 5,423,746 Gulden.

\* (Verkehrsnachricht.) Die Donaudampfschiff-fahrt-Gesellschaft nimmt nunmehr auch ihre Fahrten auf der Strecke Wien-Linz-Passau wieder auf, und es ist somit der ganze Betrieb auf der Donau wieder hergestellt.

\* (Consulate nach dem Kriege.) Die Berliner Börsenzeitung meldet: Wie wir vernehmen hat die österreichische Regierung bereits dem bisherigen preussischen Consul in Wien, Herrn Goldschmidt, das Exequator wieder ertheilt. Voransichtlich wird daher auch von der preussischen Regierung sehr bald das bisherige Verhältniß der österreichischen Consula wieder hergestellt werden.

\* (Steierische Pfandbriefe.) In diesen Tagen sind in Graz die ersten Pfandbriefe unserer neuen, mit der Sparkasse verbundenen Hypothekbank ausgegeben worden. Man hat dieser Thatsache seit Jahren mit immer steigender Sehnsucht entgegengesehen, und es sind manche Phasen und Kämpfe durchgemacht worden, bevor es dazu kam. Und in der That, die Zustände unseres Realcreditcs liegen derart darnieder, daß Hilfe unbedingt nothwendig ist. Nun escomptirt aber die Sparkasse diese Pfandbriefe, die sie doch selbst ausgibt, nur zu 86; rechnet





man die andern Unkosten dazu, so kostet die Aufnahme eines Darlehens auf diesem Wege über 20 Percent. Dieser Umstand findet im Publicum eine sehr harte Beurtheilung; man äußert sich allgemein dahin, daß die Pfandbriefe auf diese Art der Sparkasse, als Inhaberin der Hypothekbank, weit größeren Nutzen bringen, als den geldbedürftigen Grundbesitzern; da diese eine so hohe Verzinsung aus dem Ertragnisse des Grundes und Bodens nicht zu bestreiten vermögen.

\* (Der Champagner.) Die Fabrication mouffirender Weine, die außerhalb Frankreich von Jahr zu Jahr größere Ausdehnung gewinnt, hat zu Untersuchungen über die Ertragsfähigkeit der Champagne und über den Verbrauch echter Champagner-Weine in den verschiedenen Ländern Veranlassung gegeben und das Resultat ist ungefähr folgendes. An Flaschen echten Champagner-Weines verbraucht jährlich:

Belgien	500.000
Holland	500.000
Frankreich	2,500.000
England	5,000.000
Deutschland mit Oesterreich	1,500.000
Spanien und Portugal	300.000
Italien	400.000
Rußland und der Norden	2.000.000
Afrika	100.000
Amerika	10,000.000
Indien	5,000.000
Verschiedene andere Länder zusammen	2,200.000
Summe	30,000.000

Um diese 30 Millionen Flaschen herzustellen, braucht man nur zwei Fünftheile der Weine, welche die Champagne durchschnittlich im Jahre hervorbringt. Das Ergebniß dieser Untersuchungen ist also, daß die Fabrication der mouffirenden Weine außerhalb Frankreichs ganz und gar überflüssig sei. Wir lassen den Franzosen diese Ueberzeugung, wenn sie uns dafür die unsere nicht antaisten, daß z. B. ein gutes Glas Siebenbürger Wein den Menschen gerade so glücklich machen kann, wie die Witwe Cliquot.

## Das Pferd und die landwirthschaftliche Pferdezucht.

(Fortsetzung).

I. Die landwirthschaftliche Pferdezucht hat sich vor allen Dingen mit der Zucht von möglichst vollkommenen Acker- und Arbeitspferden zu beschäftigen; — was aber nicht verhindert, daß sie nebenbei gute Militär- Rutsch- und Reitpferde liefert. — In civilisirten Ländern, bei gewöhnlichen Verhältnissen, kann die Pferdezucht nur dann Nutzen bringen, wenn sie mit einem geregelten, landwirthschaftlichen Betriebe in Verbindung steht. Und Nutzen muß die Pferdezucht bringen, wenn sie gedeihen soll; denn wenn sie Verlust nach sich zieht, wird sie natürlich je länger je mehr sinken.

II. Wenn die Pferdezucht gehoben, zu einem passenden Gedeihen gebracht werden soll, so kommt es im Allgemeinen darauf an:

- a) daß man eine solche Race züchtet, die zu den Local- und sonstigen Umständen paßt;
- b) daß zu allen Zeiten Futter von guter Qualität in hinlänglicher Menge vorhanden sei, und den Thieren zu rechter Zeit in der erforderlichen Quantität zereicht werde;
- c) daß gute und gesunde Ställe vorhanden sind;
- d) daß für die Reinlichkeit der Ställe und überhaupt der Thiere und für gute Wartung genau gesorgt wird;
- e) daß jede Mißhandlung — mag sie ihren Grund in übelen Gewohnheiten, Unverstand oder Bosheit haben — vermieden wird;
- f) daß man den Gesundheitszustand der Thiere wohl beachtet, und bei entstehenden Krankheiten die Ursache derselben auf das genaueste zu erforschen suche, um solche nicht nur mit

desto besserem Erfolge, heilen, sondern auch für die Zukunft verhüten zu können; bei Seuchen aber zu vernünftigen Vorbauungsmitteln seine Zuflucht nehme.

III. Wo aber die vorhandene Landes-Pferderace eine durchgreifende Umänderung nöthig hat, glauben wir, wird eine solche nur dann mit Sicherheit erreicht, wenn man wenigstens die folgenden, auf Natur und Erfahrung gestützten Regeln nicht außer Acht läßt:

1. Man suche den Pferdestamm durch bessere, aber auch dafür passende Hengste zu verbessern, zu erfrischen. — Hierbei beachte man indessen wohl, daß man sich von Thieren, deren Temperament, Charakter und Lebensart auffallend verschieden sind, durch eine Paarung nicht sogleich besonders nutzbare Nachkommen versprechen kann. Bei der Auswahl des Beschälhengstes ist wohl darauf zu sehen, ob er die Eigenschaften an sich hat, welche man den zu erzielenden Jungen, resp. der künftigen Race wünscht. Bei der Race des einmal gewählten Hengstes muß man bleiben, bis man wenigstens einen ziemlich konstanten Schlag erzielt hat. Macht man allerhand Variationen, geht z. B. von mecklenburgern zu arabischen und von diesen zu spanischen Hengsten u. s. w. über, so bringt man es nicht weiter, als daß man nun Gemenge von Bastarden erhält.

2. Man wähle zur Zucht nur gesunde, wohlgebaute Thiere beiderlei Geschlechtes, von möglichst guter Abkunft. Der rationelle Züchter berücksichtigt nicht nur die inneren Eigenschaften, sondern auch die äußeren Vorzüge des Nutzviehes in Hinsicht der Form, der schönen Haltung u. s. w. Er trägt daher besondere Sorgfalt für die Auswahl der Erzeuger des jungen Viehes, um noch vorzüglichere Eigenschaften, als die Eltern haben, hervorzubringen, und im eigentlichen Sinne des Wortes qualitative Fortschritte in der Züchtung zu machen.

3. Man Sorge dafür, daß die Füllen eine gesunde, kräftige Nahrung bekommen, lasse sie auch hinlänglich lange saugen; Sorge also auch, daß den Müttern solche Nahrung zu Theil wird, wie sie erforderlich ist zu einer hinreichenden Milch, nicht allein, sondern auch zu einer guten Milch. Um gut gedeihen zu können, muß ein Füllen sechs Monate saugen. Wenn es aber ein viertel Jahr alt ist, gebe man ihm ein Nebenfutter z. B. feines Heu, Haferstroh, Häckerling, Brühfutter und dgl. Geht das Füllen indessen mit der Mutterstute auf der Weide, so kann das Nebenfutter, ganz oder bis auf einen Schrot — oder Kleientrank, des Morgens und des Abends, wegbleiben. Die Stute muß während der Saugzeit bei der Arbeit nicht zu sehr angestrengt werden; jede Erhitzung derselben wirkt schädlich auf das Gedeihen des Füllens. Kann man die Stute entbehren und hat Weide für sie und das Füllen, dann ist es am zuträglichsten, beide auf die Weide zu schicken.

Gewöhnlich erhalten die jungen, abgewöhnten Pferde im Winter Haferstroh, wenig Heu und fast keine Körner. Eine solche Fütterung ist sehr verwerflich; denn sie ist zu wenig nahrhaft, und hat zur Folge, daß sich die Knochen nicht gehörig ausbilden, und die Thiere alsdann nicht stark genug für die ihnen zugemuthete Arbeit werden; auch „geistig“ bleiben sie zurück, so daß sie nicht das nöthige Temperament besitzen, sondern ihnen die Arbeit eine Last ist. Man scheint bei der Aufzucht der Fohlen von der Ansicht auszugehen, daß bei recht gehaltlosem Futter die jungen Thiere am besten gedeihen. Im Gegentheil, dieselben sollten ihre bestimmte Ration an Körnerfrüchten (etwa 5 Pfund per Tag), wenn geschrotet, desto besser, erhalten und dazu Häckerling von feinem Stroh, und wenn man den Deconomiepferden ein Brühfutter — s. hierüber unten bei XII. — gibt, so sollen sie auch ihren Antheil davon bekommen. Wer kein Brühfutter füttert, gebe den Fohlen wenigstens täglich einige Mähren oder schwedische Rüben; denn feuchte Nahrung ist für dieselben so nothwendig, als Dürrfutter und Hafer.

4. Die zur Zucht ausgewählten Thiere sollen auf's Vollkommenste organirt sein, — ein gewisses Alter und die

Uebung und Vervollkommnung in jeder Function sind wesentlich dabei. Der Hengst soll vollkommen reif, d. h. ausgewachsen sein, bevor man denselben zur Bedeckung benützt; die Stute mag man mit 4 Jahren zur Zucht benützen; früher aber würde sie in der Ausbildung des Körpers zurückbleiben und an Kraft verlieren. Ein Hengst, der beständig benützt wird, zeugt viel kräftigere Nachkommen, als einer, der unthätig im Stalle gehalten wird. Ein Hengst oder eine Stute, die nicht gut zur Arbeit oder durch allzuharte Arbeit herabgebracht sind, bringen sicherlich Füllen zur Welt, an welchen dieser Mangel auch zu beklagen ist. Schwäche in der Constitution wirkt höchst nachtheilig. Hat eine Stute einmal verworfen, so begegnet ihr dasselbe Unglück leicht wieder.

5. Man nehme das Pferd nicht eher zur Arbeit, als bis es völlig erwachsen ist. Es ist leider eine sehr verbreitete üble Gewohnheit, die Pferde schon anzuspannen oder arbeiten zu lassen, bevor sie sich noch dazu körperlich ausgebildet haben. Man steht hierbei in der irrigen Meinung, daß man sie auf diese Art nach und nach zur Arbeit gewöhnen müsse, oder auch, daß das Fohlen sein Futter schon verdienen könne, weil es vielleicht schon die Höhe der Mutter hat. Dieß ist eine sehr unrichtig berechnete Sparsamkeit, und gewiß eine der Hauptursachen, warum es solche Menge verkrüppelter und vor der Zeit gealteter Pferde in vielen Ländern — und hauptsächlich auch in Siebenbürgen — gibt; denn ein Fohlen, was zu früh arbeiten muß, ist schon dann ein Krüppel, wenn es erst in seiner wahren Kraft stehen sollte. Ein als Füllen und Fohlen gut behandeltes Pferd, was nicht vor der rechten Zeit zur Arbeit gebraucht wurde, kann bis zu seinem dreißigsten Jahre Dienste leisten, wo hingegen ein zu früh gebrauchtes schon mit zwölf bis fünfzehn Jahren — wenn nicht schon mit acht bis zehn Jahren — völlig abgenützt, oft nur noch Schinderwaare ist.

6. Man behandle die trächtigen Thiere mit vorzüglicher Sorgfalt, bewahre sie vor aller Verwahrlosung und gebe ihnen gesundes und reichliches Futter. Die in dieser Periode begangenen Fehler haben Einfluß auf die folgenden Generationen selbst. Bei der Fütterung bedenke man, daß die gewöhnliche Nahrung dem Thiere nicht mehr genügt; da in ihm ein anderes Thier aufwächst, was ebenfalls Nahrung verlangt.

IV. Ein gutes Arbeitspferd ist darum noch kein gutes Zuchtpferd; letzteres hat besondere Eigenschaften nöthig — und ist nur dann vorzüglich zu nennen, wenn es, wie folgt beschaffen ist:

„Der Hengst (Zugpferd-Hengst) muß vor allem eine ganz gesunde Constitution haben, ferner ein gutes Temperament, leichte Bewegungen, kurze Beine, ein gerades Kreuz, gewölbte Rippen, starke Lenden, eine tiefe Brust, gute Extremitäten, längliche Viertel und ein verbes Knochengestänge und genug Muskelmasse.“

Die Eigenschaften einer guten Zugpferd-Stute sind folgende: „Anstatt Mängel genug erbliche Krankheiten und schlechte Formen an sich zu haben, und bald ganz abgenützt, bald noch viel zu jung zu sein, sollte die Stute kurze Beine haben, eine breite, tiefe Brust, das Kreuz eher lang als zu kurz, eine breite, wohlgehobene und runde Lendengegend, lange, oben abgerundete Viertel, die Schenkel weiter als die Hüften, einen feinen, lebhaften Kopf, eine freundliche Haltung, dicke und feste Muskeln und Sehnen, die ganze Struktur sehr fest, die Knochen rein, muskulös und sehnig, die Kniee breit, die Hälften breit und weit, sowohl an den Vorder- als Hinterfüßen, die Schienbeine und Sehnen gehörig entwickelt und vom Sprunggelenke an grade abfallend.“ Von solchen Thieren werden nie schlechte Nachkommen producirt; und wenn man sie auch selten ganz so vollkommen findet („Nul cheval n'est parfait“ sagt der berühmte

Pferdekennner Bourgelat gewiß richtig), so dürfen Hengst und Stute doch nicht viel anders beschaffen sein, wenn die Nachkommen werthvolle Arbeitspferde werden sollen. — „Wer da scheuet Spath und Galle, hat nie ein gutes Pferd im Stalle,“ sagt ein Sprüchwort — und die Pferdehändler lieben diesen Spruch, der gewiß nicht von dem, für seine Zeit, großen Naturphilosophen, König Salomon abstammt, sehr; wer sich aber nach demselben richtet bei der Auswahl der Zuchtpferde wird gewiß nicht leicht gute Pferde in seinem Stalle finden. — Und überhaupt ist der ein Thor, der sich Pferde — kostbar zu unterhaltende Meubles — mit sichtbaren Fehlern kauft: haben und bekommen sie ja doch leicht genug Fehler, mehr als hinreichend. (Fortsetzung folgt.)

## Briefe aus Michelsberg \*).

### III.

#### Feldbau — Wiesenbau.

Daß der Feldbau hier eine mehr untergeordnete Rolle spielt, ist durch die Kleinheit und die unglückliche Lage des Hatterts bedingt; die Erzeugung an Körnerfrüchten ist daher so geringe, daß sie im Ganzen nicht einmal den eigenen Bedarf deckt. Der größere Theil der eingefochten Feldfrüchte wird auf den Gemarungen der benachbarten Ortschaften gewonnen, indem die Michelsberger von jeher gezwungen waren, sei es durch Pachtung, sei es durch Kauf sich Grund und Boden auch in weiterer Ferne zu erwerben.

Eine auf so weite Distanzen und nach allen Richtungen der Windrose zerstreut liegende Feldwirthschaft kann natürlich keinen Anspruch auf rationellen Betrieb machen, sie bedingt viel Zeit- und Arbeitsverschwendung durch unnützes Hin und Her Fahren oder Gehen, und erschwert namentlich die Düngung des Ackers, ohne welche er natürlich immer ertragsärmer werden muß, daher die angewendete Mühe immer weniger lohnt.

Man nennt die Düngergrube die Sparcasse des Landmannes, der Dünger, nebst dem Vieh, welches denselben liefert, sind sein hauptsächlichstes Capital, ohne welche seine Wirthschaft bei allem Fleiße sich unmöglich entwickeln kann. Je kleiner der Hattert, desto intensiver muß der Feldbau betrieben werden, und hiezu gehört Dünger, viel Dünger! In dieser Beziehung könnten und sollten die Michelsberger aber im eigenen Interesse mehr leisten, sie sollten Alles anwenden um ihrer landwirthschaftlichen Sparcasse, dem Düngerhaufen stetige neue Einlagen zuzuführen. Da aber der animalische Dünger bei weitem nicht zureichend ist, weil ihr Viehstand größtentheils im Gebirge und in den umliegenden Wäldungen weidet, der Dünger also nutzlos verstreut wird, so sollte man wenigstens das Beispiel befolgen, welches in andern Ländern gegeben wird, und einerseits den Dünger, welcher beim allabendlichen Eintrieb des Melkviehes auf Gassen und Wegen verstreut wird, fleißig einsammeln, andererseits aber, den nahen Wald benützen, um durch Einsammeln von Laub ein geeignetes Streumaterial zu erhalten, welches dem Dünger und Composthaufen einverleibt wird, nachdem es im Stalle seine Dienste geleistet, und die in der Regel nutzlos abfließende Jauche aufgefogen hat. Auf diese Art würde die natürliche und künstliche Düngererzeugung gefördert, dadurch die Mittel geboten, um den stark ausgefogenen Boden wieder zu kräftigen. Bei dem aufgeweckten Wesen des Michelsbergers, der keine Mühe scheut, um einen noch so geringen Vortheil sich eignen zu machen, zweifle ich nicht daran, daß die vorgeschlagene Düngererzeugung und Vermehrung bald allgemein Eingang finden würde, wenn nur bald einige practische Beispiele zur Belehrung desselben von intelligentern Ortsbewohnern gegeben würden.

Es wäre dies ein dankbares Beginnen, und sollte nicht hinausgeschoben werden!

\*) Wegen spätem Eintreffen war es nicht mehr möglich diesen Artikel wie früher, am Anfang zu bringen.

Auch der Wiesenbau ist natürlich beschränkt, verhältnißmäßig aber doch ausgedehnter als der Feldbau. Aber diese Cultur läßt noch ziemlich alles zu wünschen übrig, denn es geschieht nichts zur Unterstützung derselben. Wenn man bedenkt, daß der Futterbau die Grundlage einer gedeihlichen Viehzucht, diese wieder ein unbedingt nothwendiges Erforderniß einer vermehrten Düngerzeugung ist, und ohne den Dünger kein ausgiebiger und lohnender Feldbau betrieben werden kann, so ist es nur folgerichtig, wenn ich einem vermehrten Futterbau das Wort rede, denn dieser ist das Fundament, auf welchem die ganze Wirthschaft des Landmannes aufgebaut wird.

Allerdings hat die Natur auch in Bezug auf die Wiesen ihr Füllhorn ziemlich spärlich über Michelsberg ausgeleert, aber gerade dieser Umstand macht es um so nothwendiger, derselben durch Kunst unter die Arme zu greifen. So weit ich in Michelsberg die Wiesen kennen lernte, fand ich dieselben überall in einem sehr verwilderten Zustande, keine zarten und üppig wachsenden Grasarten, erfreuen das Auge, dagegen sieht man Moos und harte Unkrautstengel überall genug! Wo soll man da das kraftvolle Futter für einen starken, ausgiebigen Viehstand hernehmen! Grummet wird keiner oder kaum nennenswerth gewonnen, der sicherste Beweis, daß der Wiesenbau hier im Argen liegt.

Auf der ganzen Gemarkung gibt es keinen künstlichen Futterbau; Klee, Wicken, Esparsette und sonstige Futterfrüchte sind hier unbekante Dinge. Gerade der künstliche Futterbau ist aber für die zunehmende Bevölkerung von Michelsberg als eine Lebensfrage anzusehen, denn er ist die Bedingung ihrer weitem Existenz, und würde die Viehzucht wesentlich fördern.

Darum möge auch in dieser Beziehung ein praktisches Beispiel je eher gegeben werden, an willigen Nachfolgern würde es gewiß nicht fehlen.

Der Silberbach, welcher mitten durch das Dorf fließt, an dessen beiden Ufern sich der kleine Sattert in mehr weniger aufsteigender Berglehnen ausdehnt, gibt einen berechneten Fingerzeig, wie man ihn practisch zur Förderung der Landwirthschaft benützen sollte. Warum benützt man sie nicht zur Bewässerung der Wiesen und Obstculturen? Eine solche künstliche Bewässerung ist, wenn das gesammte Dorf sich derselben thatkräftig annimmt, dieselbe nach einem einheitlichen, wohlbedachten Plane ausführt, nicht schwierig herzustellen, denn sie erfordert kein Geld, sondern nur die Arbeit der Gemeinde, um die Hauptwasserleitung anzulegen, während die kleinern Abzugsgräben, die sich wie Adern über die einzelnen Baumgründe und Wiesen auszudehnen haben, um die willkürliche Veriefelung derselben zu ermöglichen, von jedem einzelnen Grundeigenthümer leicht hergestellt würden.

Einige Mühe würde es immerhin kosten, aber der Ertrag an Heu, Grummet und Obst würde dieselbe sehr reichlich belohnen.

Noch eine grobe und unverzeihliche Vernachlässigung der Wiesen fiel mir auf, die wohl nur der Unkenntniß des begüglichen Umstandes zuzuschreiben ist. Dieselben werden durchgängig alle viel zu spät abgemäht. Bis jetzt im August ist trotz der großen Dürre ein guter Theil derselben nicht abgemäht worden, der Anblick derselben ist ein trauriger, denn sie zeigen wohl Halme aber diese saft- und kraftlos, verdorrt; sie sind Stroh nicht mehr Heu, haben einen um die Hälfte verminderten Nahrungswerth, und was das schädlichste ist, sie saugen den Boden durch die unnütze Samenbildung ganz aus.

Das nicht rechtzeitige Mähen der Wiesen, welches hier ortsüblich ist, vernindert die ganze Fehung alljährig mindestens um ein Dritttheil. Welche unnütze Verschwendung bei ohnehin so wenig zureichendem Grund und Boden!

### Kalifornisches Obst.

Ein Brief aus San Francisco erzählt von der kalifornischen Obst-Produktion wunderbare Dinge. Derselbe schreibt von Tafeltrauben im Gewichte von  $8\frac{1}{2}$  Pfd., die also denen welche die Randschaffer aus Bericho brachten, schwerlich viel

nachgestanden haben würden. Ein Mann zog dieses Jahr nicht weniger als 136 Sorten von Trauben. Äpfel, 15 Zoll im Umfang und 21 Unzen schwer, sollen gar nichts seltenes sein. Von Birnen versichert der Schreiber unter Anderm, auf einem voriges Jahr gepflanzten Stamme ein Büschel von einem Duzend Stück gesehen zu haben, die zusammen 12 Pfund wogen. Für ein einjähriges Pflanzholz heißt das jedenfalls seine Schuldigkeit thun.

### Blumenkohl im Winter zu erziehen.

Diejenigen Stauden, welche bis zum Herbst noch nicht getragen haben, werden etwas sorgfältig mit den Wurzeln aus dem Lande gewonnen, die Krone mit einem Bindfaden zusammengebunden und in diesem Zustande verkehrt, d. h. mit der Wurzel nach oben, in einem warmen, trockenen Keller aufgehängt. Es bildet sich darin in einigen Wochen und besonders in einem guten Keller, Blumenkohl, der noch zarter ist und besser schmeckt, wie der im Lande gewachsene.

## Aehrenlese.

### Das Auerhuhn.

Das Auerhuhn ist das größte aller europäischen Hühner und zu gleicher Zeit dasjenige, welches für das edelste gehalten wird. Der Hahn ist viel größer und stärker als die Henne. Seine Länge beträgt 36—44, seine Breite 50—60 Zoll; der Schwanz ist 13—15 $\frac{1}{2}$  Zoll lang; als durchschnittliches Gewicht kann man 11 Pfd. annehmen. Die Henne ist um zwei Drittel kleiner und leichter; sie mißt gewöhnlich 27—31 Zoll in die Länge und 42—45 Zoll in die Breite und wiegt selten mehr als 6 Pfd. Beide Geschlechter sind ebenso sehr in der Zeichnung verschieden, wie in ihren Maßen und ihren Gewicht.

Große zusammenhängende Waldungen im Hoch- und Mittelgebirge sind die liebsten Aufenthaltsorte des Auerwildes. Man findet es in Wäldern, welche nur aus Nadelbäumen bestehen; jedoch sind ihm gemischte Wälder viel lieber als jene. Sonnige Abhänge, Dichte, Beeregesträuche, fließende Bäche und offene Quellen, vor allem andern aber große Ruhe sind ihm Bedürfnis. Es ist Standwild, welches bloß bei sehr tiefem Schnee von seinem Standorte aus in schneefreiere Gegenden streicht, nicht selten aber auch unter solchen Umständen ganze Wochen lang in den Baumwipfeln lebt, ohne auf die Erde herabzukommen, es sei denn, um zu trinken. Im Sommer flieht man es während des Tages gewöhnlich auf dem Boden, und erst gegen die Nacht hin tritt es zu Baume, um sich vor Raubthieren zu sichern. Gewöhnlich bleibt es in der Mitte des Wipfels stehen; höchst selten tritt es auf die höchsten Spitzen des Baumes. Mit dem frühesten Morgenräuen steht es wieder ab, um sich zu äßen. Die Nahrung besteht in allen möglichen Kerbthieren, Würmern und Pflanzen, auch wohl einzelnen Schnecken. Der Hahn ist weit weniger wählerisch als die Henne und äßt sich mit viel härtern und einfacheren Dingen als sie. Knospen, Blätter, Früchte, Heidel- und Preiselbeeren, Bucheckern und Schwarzholzsamen sind die gewöhnliche Nahrung beider Geschlechter; bei starken Wintern leben sie in der Regel ausschließlich von Fichten- und Kiefernadeln oder halbjährigen Kieferzapfen. Man findet oft ganze Hände voll Kiefer- oder Fichtennadeln im Kropfe des Auerhahns, und es kommt vor, daß ein Hahn einen Baum nicht eher verläßt, als bis er denselben fast von allen Nadeln entblößt hat. Die Auerhenne dagegen äßt sich nur im Nothfalle von Nadeln und liebt weit mehr Knospen und junge Blätter. Blütenkätzchen u. s. w. von Laubbäumen, Heidenblüthen, Veeren, Klee, junges Gras; auch wohl Heideforn, Haser und Weizen.

Im Vertragen unterscheiden sich beide Geschlechter ebenfalls in ziemlich auffälliger Weise. Der Hahn ist außer der



Paarungszeit ein gleichgültig-langweiliger, aber stolzer und eingebildeter Vogel. Er geht mit viel Selbstgefälligkeit und großem Anstand ziemlich langsam einher und sicher bei jedem Schritte. Er scharrt nur felten, sondern äßt sich mit dem, was er ohne große Mühe findet. Nürrisch und unfreundlich, ungeschicklich und zänklisch, wie er ist, zieht er die Einsamkeit entschieden allen Gesellschaften vor und flieht vor allem die Nähe des Menschen. Ueberrascht steht er nach kurzem Anlaufe auf und streicht schwerfällig, mit heftiger und schneller, fast schnurrender Bewegung der Schwingen unter großem Geräusch und Gepolter ab, stellt sich gewöhnlich auf einem weit entfernten Baum, sichert, reitet bei dem geringsten Lärmen sofort wieder ab, streift weiter und schwingt sich auf einem andern Baume ein, bis er Ruhe gefunden hat.

Die Auerhenne ist das gerade Gegentheil des Hahns. Sie ist sanft und furchtsam, aber meist weniger scheu als ihr stolzer Ehemann; sie liebt Geselligkeit und zeigt sich auch dem Menschen oft sehr vertrauensvoll. Nur zur Paarungszeit sieht man sie in Gesellschaft des Hahns; denn das Auerwild lebt in Vielweiberei, der Hahn als ein echter Sultan, den nur die Liebe händigen kann. Aber sie bewirkt auch das gerade Gegentheil; sie macht aus ihm einen närrischen Tänzer, wüthigen Kaufbold und zärtlichen Becken. Dem Jäger aber bereitet sie den höchsten aller irdischen Genüsse: die Balze und ihre Freuden. Man muß selbst beim Grauen des Morgens auf die wunderlichen Laute des Auerhahns gehorcht, der ganze geheimnißvolle Liebesgesang des Hahnes mit seinem Schnalzen und Schnappen, Schleifen und Wegen muß einem, der auch nur einen Tropfen Jägerblut in seinen Adern fühlt, in das Ohr geklungen haben, damit man begreifen kann, was die Worte sagen wollen: „Der Auerhahn balzt!“

Die Balze beginnt früher oder später, je nachdem das Wetter günstiger oder ungünstiger und der Aufenthaltsort des Auerhahns ein-wärmerer oder kälterer ist. Im Mittelgebirge darf man den 10. April als durchschnittliche Anfangszeit ansehen; im Hochgebirge und im Norden dagegen balzt der Hahn selten vor Mitte Mai. Gewisse, den Waldmännern wohlbekannte Waldestellen werden ziemlich regelmäßig aufgesucht; oft aber zieht der Hahn auch der Henne nach (zu deren Vergnügen er ja überhaupt balzt) und tritt auf ganz andern Bäumen an als gewöhnlich. Deshalb muß er jeden Abend verhört werden. Schon am Abend vor der Balze schwingt sich der Hahn auf seinem Baume mit großem Geräusch ein, steht mehrere Minuten bewegungslos, sichert lange mit außerordentlicher Aufmerksamkeit und „worgt“ oder „kröpft“, d. h. macht eine Halsbewegung, als ob er sich erbrechen wolle, oder als ob er dem Erstickten nahe wäre, und gibt einen gewissen Ton, welchen Bechstein mit dem Grunzen eines Schweins vergleicht, von sich. Von den meisten Auerhahnjägern wird dies als ein gutes, ja unfehlbares Zeichen für die nächstmorgige Balze gehalten. Hähne, welche Abends nicht worgen, bleiben gewöhnlich am nächsten Morgen stumm.

Der Auerhahn erwacht, wie die meisten Vögel außerordentlich früh, und man muß zeitig zur Stelle sein, wenn man ihn hören will. Um 2 Uhr, spätestens um 2 $\frac{1}{2}$  Uhr Morgens muß man sich in einer Entfernung von etwa 200 Schritten von dem des Abends verhörten Hahne eingefunden haben. Hier hat man sich ganz still zu verhalten, bis die Balze beginnt. Auf einem dünnen oder langen hervorragenden raushchaligen Aste steht der Hahn, gewöhnlich gegen Osten oder Südosten gerichtet, als wolle er dem ersten rosigen Schimmer des Morgens entgegen schauen; er befindet sich in einem Zustande der Begeisterung oder Verzückung ohne gleichen. Die Schwingen hängend und mit ihnen zitternd, das Spiel einem Puter gleich ins Rad geschlagen und mit ihm auf- und abwärts wippend, den Hals erhoben, die Richter nach oben gerichtet, auf dem Aste hin- und hertrippelnd, viele Aestchen abtretend, häufig losend, nicht selten wiederholt nachstehend, kurz sich beständig regend steht er oben und beginnt, nun lauter oder leiser mit dem ersten Schlag.

Derselbe ist vergleichbar dem Ausrufe „Tod“; dann folgt: „Tdd, tdd, tdd, tdd,“ und endlich immer schneller: „Tdd, dd, ddd, ddd, ddd“ u. s. w., bis der sogenannte Hauptschlag, ein viel härteres und stärkeres „Glad“, den ersten Theil beendet. Jetzt beginnt das unnachahmliche „Schleifen“, „Wegen“ oder „Einspielen“, auch „Vers- und Geselmachen“ benannt, welches ungefähr  $3\frac{1}{2}$  und nie über 4 Sekunden dauert und sich einigermaßen mit dem Wegen eines langen Tischmessers an einer Sense vergleichen läßt. Gewöhnlich schweigt der Hahn nicht viel über eine Minute und beginnt dann von neuem sein „Tdd, tdd“ u. s. w. Je hitziger er wird, um so rascher folgen die Verse aufeinander; während der tollsten Brünst findet kaum eine Unterbrechung statt. Nicht selten scheint er alles um sich her zu vergessen oder nichts zu hören und zu sehen. Es ist mehr als einmal vorgekommen, daß der Auerhahn während des Einspielens rein gefehlt wurde und weiter balzte, ohne sich um Feuer und Knall auch nur im geringsten zu kümmern.

Die Jagd des Auerhahns während der Balze ist so eigenthümlich und von anderer Jagd so abweichend, daß sie nur von Kundigen betrieben werden kann. Sonntagsschützen mögen sie ja unterlassen; denn der liebe Zufall, welcher befallentlich selbst blinde Hetzner ein Korn finden läßt, hört hierbei auf wirksam zu sein. Nachdem sich der Schütze dem am vorhergehenden Abend verhörten Auerhahn bis auf 200 Schritte genähert und lautlos bis zum Beginn der Balze gestanden hat, springt er ihn in folgender Weise an. Mit dem Hauptschlag rüstet er sich zum Schritt, während des Schleifens, welches unmittelbar darauf folgt; springt er zwei, höchstens drei Schritte vor, bleibt regungslos stehen und wartet den Wiederbeginn des Verses ab, ohne aber nebenbei alle nur denkbaren Vorsichtsmaßregeln aus den Augen zu lassen. So nähert er sich dem Hahne, während dieser 50—100 Verse spielt. Das geübte Ohr zeigt an, daß man bis auf Schußnähe angesprungen ist. Jetzt sucht man den Hahn mit dem Auge; spannt das Gewehr während des Einspielens, schlägt an, erwartet ruhig den nächsten Vers und schießt den Vogel herab.

Es ist eine allbekannte Sache, daß die Töne des Auerhahns den Jäger ungemein aufregen, und deshalb sind diesem Ruhe und Kaltblütigkeit überaus nothwendig. Wer es sich beikommen lassen will, nur einmal vier Schritte statt drei zu machen, verspringt den Hahn gewiß und hat dann für diesen Morgen umsonst das Bett verlassen. Zwei vorsichtige Schritte und Geduld führen am sichersten zum Ziele. Es ist unnütz und schädlich, den Hahn eifrig mit dem Auge zu suchen, weil das Gehör den Jäger besser leitet und der Hahn, zumal bei Mondschein, den Widerschein im Auge des Jägers sehr leicht wahrnimmt. Auch ein zu schnelles Auffahren und Anschlagen des Gewehrs ist zu vermeiden; man verfare vielmehr hübsch bedächtig und sicher. Bei trüber Witterung muß man, selbst wenn man sich unter dem Baum befindet, auf welchem der Hahn steht, mit dem Schuß warten, bis man beim Anschlage den Gewehrlauf sieht. Das genügt einem wirklichen Schützen vollkommen zu hinlänglich sicheren Zielen. Manche Jäger ziehen die Kugelbüchse dem Schrotgewehr vor, setzen sich aber zweierlei Unannehmlichkeiten aus: sie können entweder nicht ordentlich „abkommen“, oder zerreißen den Körper des Hahns so arg mit der Kugel, daß er als Tafelstück kaum brauchbar ist oder mindestens sehr unansehnlich wird. Nach alten Erfahrungen schießt man mit einer mittelstarken Ladung grober Schrote viel sicherer als mit der Kugel. Es ist anzurathen, zu dieser Ladung ungefähr zwei Drittel der Schrote von Nr. 0 oder Nr. 00, ein Drittel aber von Nr. 2 oder Nr. 3 zu wählen, weil grobe Schrote erfahrungsmäßig durch einen derartigen Zusatz von feineren mehr gebunden werden. Der Hahn wird am sichersten getödtet, wenn der Schuß in die Brust oder von hinten unter dem Spiegel eindringt; ein Schuß auf die Flügel bleibt immer ein mißliches Ding. Alle diese Angaben sind der sorgfältigsten Beachtung werth; sie enthalten die Erfahrungen der bewährtesten Jäger. Selbst bei der genauesten Befolgung derselben können

nach allerlei Vorkommnisse die Jagd vereiteln. Ein unversehens zertretener Ast, ein Fall oder ein Anstoßen des Jägers, ein Fehlschuß nach zu schnellem Anspringen, wegen zu großen Jagdeifers oder wegen Täuschung in der Entfernung u. s. w.: dies alles sind Dinge, welche auch dem geübten Schützen begegnen können.

Demjenigen, welcher zum erstenmal einen Hahn anspringen will, ist vor allem zu rathen, eine gewisse Scham und zwar eine

sehr falsche Scham abzulegen, welche ihm sonst leicht das Vergnügen der Balze verbittern dürfte. Jeder Anfänger soll und muß es einem alten Weidmann vertrauen, daß er noch keiner Auerhahnbalze bewohnte; und er wird dann „eingehängt“, d. h. an der Hand des Geübten den Hahn anspringen, während er im entgegengesetzten Falle den Hahn regelmäßig verspringen dürfte. Also auch hier wieder Selbstbeherrschung und Geduld!  
(Schluß folgt.)

**Effecten- und Wechselcourse.**

Benennung der Effecten	Wienener Börsebericht vom 4. bis 10. August 1866.						Benennung der Effecten	Wiesener Börsebericht vom 8. August 1866.	
	Samstag 4	Montag 6	Dienstag 7	Mittw. 8	Donnerstag 9	Freitag 10		Ein-gezahlt	Mittw. 8
5% Metalliques	59.75	59.75	60.50	60.60	60.50	60.70	Bester Commercialbank	500	700
5% National-Anlehen	66.50	65.—	65.25	65.15	65.40	66.—	„ Spartafassa	63	1005
Banctactien	728.—	726.—	728.—	736.—	731.—	732.—	Dfner	—	405
Creditactien	145.20	144.80	143.90	143.90	144.90	147.10	Bester Walzmühle	500	995
Staats-Anlehen 60er	76.70	75.40	75.60	75.60	75.95	76.90	Pannonia Dampfmühle	1000	1450
Siebenb. Grundentlast.-Obligat.	60.—	60.—	61.—	—	—	—	1. Dfner	450	595
Silber	127.50	128.—	128.—	128.50	128.—	127.—	Ungar. Affesuranz	315	500
London	129.50	129.50	129.75	129.75	129.—	128.25	Pannon. Rückversicherung	210	—
Dufaten	6.16	6.17	6.18	6.18	6.16	6.12	5 1/2% ung. Pfandbriefe	—	—

**Hermanstadt, 10. August.** Heute war endlich unser Platz mit Cerealien gut befahren, und die Früchte gingen zu folgenden Preisen, jedoch bloß für Loco-Bedarf, ziemlich rasch vom Plage: **Weizen** bester 5 fl. 30 fr. bis 6 fl. 20 fr. — **Mittelwaare** 5 fl. 20 fr. bis 5 fl. 40 fr. — **Korn**, stark gesucht, im Durchschnitt 3 fl. 80 fr. bis 4 fl. — **Hafer** neuer gute Qualität, varirte von 1 fl. 60 fr. bis 1 fl. 80 fr., ausnahmsweise 2 fl. — **Kufurug** kommt wenig zu Markte und wird mit 6 fl. bis 6 fl. 40 fr. abgesetzt.

Witterung anhaltend trocken und heiß, die Mühlewerke leiden bereits an Wassermangel. Kufurugrönde noch immer stark in Frage gestellt. **Heu** muß denn doch ortsweise ziemlich gerathen sein, heute waren über 1000 Ctr. am Plage; Preis 80 fr. bis 1 fl. pr. Ctr.

(—r.) **Mediasch, 9. August.** Der Bericht über den heutigen ziemlich stark befahrenen Wochenmarkt kann mit wenigen Worten gegeben werden, da die Preise so ziemlich die vorigen geblieben sind: schönster **Weizen** 6 fl.; minderer Qualität 5 fl. 60 fr.; **Mittelfrucht** (mit Berücksichtigung der Mischung mit Roggen) 4 fl., 4 fl. 50 fr. und 4 fl. 80 fr.; **Wais**, dessen vorhandene Menge der Nachfrage nicht genügt, 5 fl. 60 fr.; **Hafer** 1 fl. 44 fr.; **Roggen** 3 fl. 20 fr. bis 4 fl.; **Spelt** 1 fl. 44 fr.; **Bisolen** (wenige auf dem Plage) 4 fl. 80 fr.; **Erdäpfel** (neue) 1 fl. 60 fr. per Siebenbürger Kübel. **Fleisch**, **Schmalz** u. haben auch heute den früheren Preis. **Weinhandel** ziemlich gut; auch der vorjährige Wein findet jezt Abfah um 94 fr. per Siebenbürger Eimer.

Witterung schön, früh etwas kühl.

—g.— **Broos, 4. August.** Bei ausreichender Zufuhr von Cerealien sind nachstehende Preise zu notiren: **Weizen** 5 fl. 85 fr. bis 6 fl.; **Halbfrucht** 4 fl. 35 fr. bis 4 fl. 50 fr.; **Korn** 3 fl. 30 fr. bis 3 fl. 45 fr.; **Kufurug** 4 fl. 95 fr. bis 5 fl. 10 fr.; **Hafer** 2 fl. 10 fr. bis 2 fl. 16 fr. ö. W. per Siebenbürger Kübel.

Witterung: windig und trocken.

**Kronstadt, 27. Juli.** **Weizen** 5 fl. 70 fr. bis 7 fl. 20 fr.; **Roggen** 3 fl. 81 fr. bis 3 fl. 96 fr.; **Gerste** 3 fl. 6 fr. bis 3 fl. 30 fr.; **Hafer** 1 fl. 62 fr.; **Kufurug** 4 fl. 62 fr. ö. W. per Mepen.

**Verlosungen.**

I. Bei der heute vorgenommenen **Sertenziehung** des Lottos-Anlehens vom Jahre 1860 wurden folgende Serien gezogen, und zwar: 43, 160, 315, 552, 957, 1385, 1501, 1656, 1927, 2089, 2492, 3521, 3678, 3780, 4167, 4254, 4579, 4772, 4928, 4930, 5490, 5785, 6235, 7344, 7462, 7694, 7819, 8056, 8314, 9401, 9842, 9847, 10328, 10706, 11557, 12125, 12598, 12934, 13292, 14168, 14822, 14870, 15475, 16024, 17132, 17945, 18215, 18259, 18986, 19098, 19594, 19620, 19634, 19662 und Nr. 19727.

Die Verlosung der in den obigen 55 verloften Serien enthaltenen 1100 Lose wird am 2. November 1866 stattfinden.

II. Bei der heute vorgenommenen Verlosung der alten Staats-schuld wurden die Serien 273 und 420 gezogen.

**I n s e r a t e.**

Die Haupt-Niederlage für Siebenbürgen  
 der  
**Gewehr- und Waffensfabrik**  
 von  
**Johann Peterlongo in Insbruk**  
 bei  
**Heinrich Zikeli in Kronstadt**

empfeilt ihr reiches Lager von **Jagdgewehren, Jagd- und Scheibenstutzen, Pistolen, Taschen-, Infanterie- und Cavallerie-Revolvern** nach Le-faucheux, Colt und Adam, **Knabenstinten, Terzerols, Hirschfänger** und **Jagd-Requisiten** zu Fabrikspreisen, und werden Preis-Courante auf Verlangen franco zugesendet.

Ferner empfiehlt der Obgenannte sein Lager von

**„Nähmaschinen“**

nach den besten Systemen, dann von garantirten **Chinasilber-Waaren**, als: **Leuchter, Girandoles, Essbestecke** etc.; ferner von **echter Goldwaare**, als: **Bracelets, Ringen, Ohrgehängen, Broches, Knöpfen und Nadeln** etc. ebenfalls zu Fabrikspreisen.

**An Kost und Wohnung**  
 übernimmt ein Lehrer der Hermanstädter  
**vollständigen Realschule**  
 Schüler dieser Anstalt unter billigen  
 Bedingungen.  
 Näheres in der Expedition dieser  
 Zeitschrift.